

Hamburger

# China-Notizen

NF 578

15. Mai 2011



## Klage über Vergänglichkeit

Manche Herausgeber haben diesem Gedicht mit dem Titel „An den Mauern von Wu“ noch den erläuternden Zusatz huai-ku, „In Gedanken an das Altertum“, beigegeben, was auch eine inhaltliche Kategorie früher chinesischer Dichtungen ist. Diese Gedicht stammt von Li Tuan, der um 770 lebte. Es besteht aus vier Versen zu je fünf Zeichen. Wort für Wort bedeuten diese Zeichen:

Wind/ pfeifen/ Mauer/ oben/ Baum// Gras/  
untergehen/ Mauer/ Grenze/ Weg// Mauer/  
innen/ Mond/ hell/ Zeit// Geist/ Geist/ selbst/  
kommen/ gehen.

Erkennbar kommt ein Gedicht wie dieses beinahe ohne Hilfswort aus, allein das „innen“ in Vers 3 kann als solches gelten – sogar als ein umgangssprachliches, das in einem Gedicht dieser Art nichts zu suchen hat. Nicht leicht ist, hieraus versuchsweise eine deutsche Übersetzung zu gewinnen:

„Es pfeift der Wind im Baum auf jener  
Mauer,  
im Gras versinkt der Weg am Mauerrand,

und in den Mauern, Zeit der Mondeshelle –  
sind's Geister, die dort kommen oder gehen?“

Das Wu, das dem Gedicht den Titel gab, ist kein eigentlicher Ortsname. Vielmehr bezieht sich diese Bezeichnung auf eine alte Stadt in der heutigen Südostprovinz Jiangsu, die verlassen worden war. Bald wurden die alten Stadtmauern aus Stampflehm von wildwachsendem Gebüsch (wu) überwuchert, und allmählich wurde aus diesem „gebüschüberwucherte Mauer“ eine Art Name. – Die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens vor den Kräften der Natur ist Thema dieses Gedichts, und als Geister erscheinen natürlich die sturmbewegten Schatten im Mondlicht.

Über das Leben von Li Tuan ist wenig bekannt. Zu den „Zehn Meistern“ der beiden Jahrzehnte um das Jahr 770 zählt ihn die frühe chinesische Überlieferung, er soll einem Dichterkreis um eine kaiserliche Prinzessin angehört haben, scheint die meiste Zeit seines Lebens jedoch buddhistischen Zurückgezogenheiten gewidmet und an mehreren heiligen Klosterbergen verweilt zu haben. Mehrere Anekdoten berichten, wie flink er aus dem Steigreif dichtete.

Mehr als 250 seiner Gedichte sind bis heute überliefert, und viel mehr haben seine Gesamten Werke gewiß nicht umfaßt. Aber viele Gedichte haben es in sich, auch das unscheinbare hier zitierte. Gleich in mehrfacher Hinsicht widersetzt es sich den Dichtungsregeln seiner Zeit: In einem Kurzgedicht wie diesem soll sich kein Wort wiederholen, doch hier erscheint das „Mauer“ dreimal. Die Reimwörter sollen einen gemächlichen ebenen Ton tragen, hier weisen sie einen lebhaften Schieftton auf. Lautmalende Wortfügungen sollen vermieden werden, hier erinnern viele Wörter in der Lautung jener Zeit an das Heulen des Windes. Eine eigenartige Balance zwischen Dramatik und Ruhe weisen alle formalen Elemente dieser Verse auf, und diese Balance paßt vortrefflich zu dem Inhalt des Gedichts.

In seinem Leben hat Li Tuan kein bedeutendes Amt innegehabt, doch seine Gedichte ließen, wie eine frühe Überlieferung will, „die Hauptstadt erbeben“. Und als spätere Literaten bei einer Fahrt auf dem Yangzi in der Gegend des Dreischluchten-Staudamms von heute an einem Felsen dort viele Tafeln mit Gedichten früherer Besucher über diese Szenerie in Augenschein nahmen, da ließen sie alle anderen Gedichte entfernen. Einzig ein Gedicht von Li Tuan hielt ihren Urteilen stand. Es hebt an: „Des Zauberges dutzend Gipfel/ liegen still in Jaspisleere.“ In den Fluten des Stausees ist jetzt, nach 1200 Jahren, auch diese Inschrift untergegangen.